

Predigt zum Reformationsfest 2024 (Römer 3,21–28)

Universitätskirche St. Pauli, Leipzig

Prof. Andreas Schüle

Liebe Gemeinde,

heute ist das Reformationsfest – immerhin in neun Bundesländern ein gesetzlicher Feiertag. Aber was für ein Feiertag ist das eigentlich? Geht es um etwas Nationales wie am 3. Oktober oder am 1. Mai? Oder gehört der Reformationstag gar in die Nähe von Weihnachten und Ostern? Es gibt Menschen, die Martin Luther als Nationalheld, Sozialkämpfer oder gar als Heiligen betrachten, und es ist interessant aber auch verwirrend, wann und wo der Reformationstag als Feiertag begangen wurde. Das hat sich seit dem 31. Oktober 1517, dem Tag, an dem Luther seine 95 Thesen an die Tür der Wittenberger Schlosskirche heftete, immer wieder verändert. In der DDR war er bis 1966 weit verbreitet. So wenig man sich für Religion interessierte, hatte die Reformation doch den Ruf, eine Widerstandsbewegung gegen Aristokratie und Feudalismus gewesen zu sein. Daran gemessen ist es fast ironisch, dass ein halbes Jahrhundert zuvor noch der deutsche Kaiser Oberhaupt der evangelischen Kirche Preußens war.

Jede Zeit hat sich die Reformation auf ihre Weise zurechtgelegt. Aber irgendwie kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sie sich in unseren Tagen schwertut. Fragt man heute unter Mitgliedern der evangelischen Kirchen nach der Reformation, sind folgende Antworten typisch: Protestanten haben keinen Papst. Martin Luther stand mal irgendwo und konnte nicht anders. Er warf auch gern mal mit einem Tintenfass nach dem Teufel. Und irgend etwas passiert bei den Protestanten beim Abendmahl nicht, bei den Katholiken aber doch. Aber auch wenn man sich an berufene Stelle wendet, werden die Antworten nicht unbedingt erhellender. Wer sich auf der Homepage der „Evangelischen Kirche in Deutschland“ informiert und das Stichwort „Reformation“ anklickt, bekommt folgende Auskunft:

„Im 16. Jahrhundert entstand in Europa eine religiöse Erneuerungsbewegung, die so genannte Reformation. Viele Theologen ... wandten sich gegen verschiedene Glaubensinhalte und Praktiken in der katholischen Kirche. Die Reformatoren wollten die Kirche erneuern, also reformieren, und keine neue Kirche gründen. Doch einmal angestoßen, ließ sich die Bewegung nicht mehr stoppen.“

Das klingt eher so, als handle es sich bei der Reformation um eine Art Betriebsunfall, der irgendwann nicht mehr umzukehren war. Nein, so richtig überzeugt klingt das nicht.

Vielleicht lohnt da der Blick auf einen Bibeltext, der heute Predigtperikope ist und der Martin Luther vor 500 Jahren zu dem verhalf, was man seine „reformatorische

Entdeckung“ nennt. Es waren folgende Zeilen aus dem Brief des Paulus an die Gemeinde in Rom, an denen Luther hängenblieb. Da steht Folgendes – ich lese Ihnen den Text aus Römer 3, 21–28 in etwas verkürzter Form vor:

Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart, bezeugt durch das Gesetz und die Propheten. Ich rede aber von der Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesus Christus zu allen, die glauben ... Den hat Gott für den Glauben hingestellt zur Sühne in seinem Blut zum Erweis seiner Gerechtigkeit, indem er die Sünden vergibt, die früher begangen wurden in der Zeit der Geduld Gottes, um nun, in dieser Zeit, seine Gerechtigkeit zu erweisen, auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist aus dem Glauben an Jesus. Wo bleibt nun das Rühmen? Es ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch das Gesetz der Werke? Nein, sondern durch das Gesetz des Glaubens. So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.

Am Schluss finden sich die Worte, die für Luther eine Kurzfassung des Reformatorisches sind: „Allein aus Glauben.“ Aber was heißt das eigentlich? Was kann allein der Glaube, das man nicht auch anders tun oder haben könnte?

Für Luther beginnt alles mit der Furcht vor einem Gott, dem man nicht gewachsen ist. Eines Tages werden wir alle vor diesem Gott erscheinen müssen, und es gibt nichts an uns, was dann noch übrigbleiben wird. Luthers Gott war überirdisch, allmächtig, allgerecht, aber darum auch ein dunkler, abgründiger Gott, dem gegenüber unvollkommene und endliche Wesen, wie wir das nun einmal sind, keine Chance haben. Für Luther leben wir auf der dunklen Seite Gottes, und daran kann man eigentlich nur verzweifeln. Die Gerechtigkeit Gottes war letztlich immer ein Schuldspruch, weil sie uns mit all dem konfrontiert, was wir nicht sein und nicht erfüllen können.

Aber irgendwann begann sich für Luther der Sinn dieser Worte zu verändern. Was, wenn Gerechtigkeit nicht eine Eigenschaft Gottes ist, die ihn unerreichbar macht, sondern wenn diese Gerechtigkeit etwas ist, das Gott hat, um es uns zu schenken? Was, wenn Gerechtigkeit in Gottes Hand so etwas wie ein Modellierspachtel ist, um aus dem Chaos, das wir sind, etwas Gerechtes, Gerades und Gutes zu machen? Dieser Gedanke, dass Gott nicht der über allem thronende, unerträglich strafende Richter ist, sondern der gnädige, gut machende Schöpfergott, hat Luther fortan nicht mehr losgelassen. Und dieser Gedanke hat ihn zu einigen seiner profundesten und auch tröstlichsten Einsichten geführt. Wenn Luther von Gottes Liebe spricht, dann meint er damit eine elementare Zuwendung: Gott liebt nicht das, was schon liebenswert ist. Gottes Liebe ist vielmehr das, was etwas liebenswert macht. „Ein glühender Backofen voller Liebe“ sei Gott, so konnte es der Reformator dann in der ihm eigenen Bildlichkeit und Deftigkeit sagen.

Der übermächtige, überwältigende und furchteinflößende Gott, vor dem wir einmal stehen werden, bekam für Luther durch das Neuverständnis der biblischen Texte eine andere Nähe. Gott wurde nun begreifbar als der, der mir den Rücken stärkt, der mich gut

sein lässt, selbst wenn ich das nicht bin; ein Gott, der einen zum Leben stärkt, auch wenn Leib und Seele am Nullpunkt sind; ein Gott, der auch dann noch vergibt und einen Neuanfang eröffnet, wenn man das nach menschlichen Maßstäben ganz und gar nicht verdient hat.

Diese neue, andere Erfahrung Gottes war für Luther – und hier kommt sie nun die große reformatorische Formel – ein Ereignis „allein aus Glauben“. Diesen Glauben, der Gottes Güte ergreift, kann man nicht machen, keine Institution kann ihn vermitteln. Dieser Glaube ist unverfügbar und kennt keine andere Autorität als Gott selbst. Der Glaube ist kein „Werk“ sagt Paulus, nichts Leistbares, sondern er ist ein Geschenk, in dem sich Gott zugänglich macht.

Luthers reformatorische Entdeckung hat Energie freigesetzt und Menschen Zuversicht und Selbstvertrauen gegeben. Sie hat Menschen ein Stück erwachsener und mündiger gemacht. Trotzdem hat Luther Zeit seines Lebens auch die Furcht vor dem dunklen Gott bewahrt. Es blieb für ihn eine Spannung, einer letzter Stachel in aller Glaubensgewissheit, ob der liebende Gott auch wirklich der sein wird, der am Ende über unser Leben das Urteil und das letzte Amen spricht. Glaube war für Luther immer angefochtener Glaube, etwas Kostbares, Fragiles, etwas, das sich in den Windstürmen des Lebens bewähren muss. „Allein aus Glauben“ – das taugt nicht als Titel eines Triumphmarschs und auch nicht als Lotterieschein zum großen Glück. „Allein aus Glauben“, das ist der Mensch, der sich trotz allem – und sei es nur aus dem Mut der Verzweiflung – Gott in die Arme wirft.

Und so kommen diese drei Worte heute auch bei uns an. Aber was machen sie mit uns? Haben sie noch einmal die Kraft des Aufbruchs wie einst bei Paulus und dann bei den Reformatoren? Da muss man wohl eher skeptisch sein, liebe Gemeinde. Dieses „allein aus Glauben“ steht in den evangelischen Kirchen allzu oft ohne Klang im Raum – wohl deswegen, weil Gott nicht mehr so ernst genommen wird, wie ihn die Reformatoren ernstgenommen haben. Und von einem dunklen Gott mag heute schon gar keiner mehr reden – das entspräche nicht mehr unserem modernen, aufgeklärten Lebensgefühl, heißt es oft. Der Gedanke an Gott solle doch positiv, ermutigend und stärkend sein. Alles andere wäre unmenschlich, um nicht zu sagen: ungöttlich.

Und doch leben wir in einer Welt, die jeden Tag im Kleinen wie im Großen den Gedanken an einen dunklen Gott auf eine geradezu unheimliche Weise plausibel macht. Kriegsherde breiten sich aus. Da ist millionenfaches Leid ohne Sinn. Die Ahnung, dass die Jahre des Friedens nun auch für uns zu einem Ende kommen, breitet sich aus. Und auch, wenn wir es schon wieder vergessen haben: Vor gar nicht langer Zeit mussten wir erleben, welche leiblichen und seelischen Schäden ein so primitives Ding wie ein Virus über den gesamten Planeten bringen kann. Sogar die Natur war auf einmal wie entzaubert und zeigte völlig sinnlose Destruktivität. Wenn Luther und vielleicht mehr noch sein Genfer Schüler Johannes Calvin heute lebten, dann würden sie gewiss davon sprechen, dass es all das nur gibt und geben kann, weil es auch eine dunkle Seite Gottes gibt. Und wer lange

genug gelebt hat, der wird sie wohl auch ganz persönlich – am eigenen Leib und an der eigenen Seele – erlebt haben, diese dunkle Seite.

Der Unterschied zwischen der Reformation damals und uns heute mag darin bestehen, dass die Reformatoren einen strafenden Richtergott fürchteten. Die Angst, die ich heute habe, ist eine andere. Was, wenn Gott überhaupt aufgehört hat, sich für uns zu interessieren, und die Welt sich selbst überlässt? Die Moderne brüstet sich ja damit, dass sie keinen Gott mehr braucht und Gott hinter sich gelassen hat. Vielleicht ist es aber genau umgekehrt: Vielleicht hat ja Gott uns hinter sich gelassen. Was, wenn der Schöpfer des Universums seine Lebendigkeit und Kraft, seinen Glanz und seine Liebe anderen Welten zuwendet, von denen wir gar nichts wissen? Was, wenn wir wirklich – also wirklich – auf Gottes dunkler Seite dahintreiben?

Ich denke, es ist durchaus reformatorisch, solche Gedanken an sich heranzulassen. Aber gerade wenn man das tut, bekommt auch die Bibel noch einmal eine ganz andere Tiefe, und dann lohnt auch noch einmal der Blick auf unseren Predigttext, der Luther vor 500 inspiriert hat. Ich bleibe jedes Mal an der Stelle hängen, wo Paulus schreibt: „Ihn (Christus) hat Gott für den Glauben hingestellt ... in seinem Blut.“ Man kann auch übersetzen: „Gott hat ihn vor sich hingestellt“. So wird das Bild des blutenden, verwundeten Christus zu einer Selbstverortung Gottes. Dort, wo die Welt am dunkelsten ist, wo sie blutet, stellt sich Gott hin.

Dort ist Gott – am Tiefpunkt. Dort kann man ihn finden. Nicht in den Höhen, wo alles hell und gut und Freude ist. Da kommen wir schon selbst klar. Nein Gott ist dort, wo alles nichts ist, wo es kein Heil, keinen Frieden, kein Licht gibt. Das war schon immer so mit Gott – vom ersten Tag der Welt an, als alles noch dunkel, kalt und leblos war. Es ist Gottes Wesen, aus nichts etwas zu machen – aus den Trümmern menschlicher Zivilisation, aus dem Tohuwabohu geschöpflicher Destruktivität. Der blutende Christus ist dafür das Symbol.

So fängt Gott an – immer wieder. Das ist kein angenehmer Gedanke. Wer will Gott schon dort finden, wo sich die Welt von ihren übelsten, abgründigsten Seiten zeigt! Aber so ist das mit Gott. Und so, aber eben auch nur so, tut sich hinter dem dunklen der liebende Gott auf. Für Vernunft und gesunden Menschenverstand macht das keinen Sinn, wohl aber für den Glauben, von dem Paulus spricht und der für die Reformation ein so befreiendes Erlebnis war. Gottes Liebe findet das Liebenswerte nicht vor, sondern macht es dazu. An diese Spur heftet sich der Glaube auch dann noch, wenn die Kraft dieser Liebe zu versiegen und die Welt an sich selbst zu ersticken droht.

„Allein aus Glauben“ – so begann die Kirche. Und diesen Glauben musste sie jenseits aller konfessionellen Grenzen immer wieder neu finden. Dieser Glaube ist kein Heilmittel gegen die Spirale der Gewalt, die sich an immer mehr Orten auf der Welt nach oben dreht. Aber dieser Glaube bietet einen Ort und einen Halt und ein Selbstbewusstsein. Es ist ein Glaube, der sich ins Dunkel der Welt hineintastet in der Gewissheit, dass er dort Gottes

Liebe zu fassen bekommt. Diesen Glauben wünscht man gerade heute, am Reformationstag, einer Kirche, die manchmal plan- und haltlos durch die Zeiten getrieben wird. Für diesen Glauben sollte man heute beten, weil er in der Tat kein Werk und nichts ist, was man machen oder sich verdienen kann, sondern das Geschenk eines gnädigen Gottes.

Amen.